

ler darum, »das normierende und normierte Sprechen gleichsam von innen her zu öffnen und in der Kluft der konstitutiven Nicht-Übereinstimmung, die sich in der Wiederholung ergeben kann, die Möglichkeit für Widerstand anzusiedeln.« (ebd., S. 117). Es sind damit Praktiken gemeint, die durch das nicht ordnungsgemäße Wiederholen diskursive Bedeutungen und Normen verschieben können.

Übertragen auf biografische Forschung bedeutet das, dass nicht erzählte Geschichten über das Werden des Subjekts als Ausgangspunkt genommen werden. Stattdessen werden die diskursiven Regulierungen des Sprechens, also die diesem Sprechen eingelagerten Normen, in die Analyse miteinbezogen, denn »das Erzählen dieser Geschichte lässt das Subjekt erst *werden*, was es bereits zu sein meint« (ebd., S. 112, Herv. im Original). Demnach gibt es auch kein Subjekt hinter dem Text, sondern allein der lebensgeschichtliche Text gibt Auskunft über das zur Frage stehende Subjekt und dessen Konstitution. Zudem verweist Rose auf die »Weltverpflichtetheit« (ebd., S. 118) biografischer Texte, die sie als Orte des Aufrufens und Weiterleitens von Diskursen versteht. Aus diesem Grunde folgert sie auch die Notwendigkeit, die dem Sprechen eingelagerten Normen ebenfalls in die Analyse mit einzubeziehen und sich kritisch-reflexiv und dekonstruktiv mit biografischen Texten auseinanderzusetzen. Ziel ist dabei, mithilfe von biografischem Material die »individuellen Formen der Verarbeitung gesellschaftlicher und subjektiver Erfahrungen« (Ehrenspeck 2010, S. 164, zit. in Rose 2012, S. 111) zu analysieren, um Erkenntnisse über biografisch vollzogene oder sich im Erzählen vollziehende Denk- und Handlungsmuster zu gewinnen. Das neunte Kapitel dieser Arbeit verfolgt in diesem Zusammenhang empirisch zwei Fragestellungen: Zum einen wird untersucht, wie über die Partizipation an Diskursen Kategorien der (Selbst-)Beschreibung aufgegriffen werden. Zum anderen wird die Perspektive darauf gerichtet, an welchen Stellen dominante Diskurse unterlaufen werden und sich damit Phänomene von Widerständigkeit zeigen.

3.4 Fazit

Die vorliegende Arbeit rekurriert aus zwei Gründen auf biografietheoretische Perspektiven:

1. Eine biografietheoretische Perspektive impliziert meines Erachtens immer auch die Annahme individueller Lebensgeschichten, denen eine individuierte Struktur von Haltungen und Dispositionen zugrunde liegt. Biografische Erfahrungsprozesse lassen sich demnach getrennt von kollektiven Prägungen analysieren – wenngleich diese aufeinander bezogen bleiben. Eine biografische Perspektive lohnt sich in der vorliegenden Studie, weil so die adoleszenten und biografischen Verarbeitungsprozesse der befragten jungen Frauen analysiert

werden können. Zudem ermöglicht der Rückgriff auf biografietheoretische Annahmen, insbesondere in Bezug auf erzähltheoretische Grundlagen (Schütze 1983), Wandlungsprozesse und damit Transformationen der Orientierungsrahmen in den Biografien in den Blick zu nehmen (vgl. dazu auch die Arbeiten von Helsper u.a. 2013; Kramer 2009; Kramer 2013). Konkret bedeutet das, die Perspektive auf die Genese individueller Beziehungsvorstellungen, die Inkorporation von Praktiken und Orientierungen – nicht nur, aber insbesondere auch im Erfahrungsraum Familie –, sowie Transformationen dieser inkorporierten Haltungen und Praktiken zu richten.

2. Biografie wird sowohl als Prozess als auch als Produkt gedacht und verstanden und versucht somit als Konzept, die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft zu erfassen. Mit den thematisierten Fragen nach Handlungsmöglichkeiten von Frauen in Gewaltbeziehungen sowie nach der möglichen Reproduktion und Transformation von Verhaltensweisen und sozialen Verhältnissen werden auch Fragen zu Subjektivität aufgeworfen, weshalb der biografietheoretische Zugang um eine subjekttheoretische Perspektive ergänzt wird. Diesen Fragen liegen diskurstheoretische Überlegungen zugrunde, die davon ausgehen, dass wir den zeitgeschichtlichen Diskursen sowie den strukturellen Bedingungen des Aufwachsens unterliegen bzw. uns mit diesen auseinandersetzen: »Denn eine Biografie wird nicht nur durch die individuelle Erfahrungsgeschichte und durch situative und kommunikative Bedingungen strukturiert, sondern eben auch durch Diskurse, die quer zu den übrigen Konstitutionsprozessen liegen« (Spies 2009, [Absatz 70]). Theorien der Subjektivation sind

»zwingend auf praktikentheoretische bzw. praxeologische Theorien ver- und angewiesen – und das nicht nur, weil praxeologisch betont wird, dass das, was Menschen sind, nicht substantiell zu begreifen ist, sondern auch und in dem entsteht, was sie aus sich selbst – unter naturalen, sozialen und kulturellen Bedingungen – machen; sondern vielmehr, weil Subjektivationsprozesse einerseits auf konkrete, materiale, soziale und kulturelle sowie explizit praktische Gestaltungen und deren Dynamik und Prozessualität andererseits verweisen« (Ricken u.a. 2017, S. 205).

Aus den diskurstheoretischen Bezügen leitet sich somit ein praxeologisches Grundverständnis ab, das davon ausgeht, »dass Subjekte aus der Verwirklichung von Körpern in sozialen Praxen entstehen« (Alkemeyer u.a. 2015, S. 25). In diesem Verständnis rückt »das wie vor das was und vor das warum« (Stauber 2014, S. 28, Herv. im Original). Demnach richtet die vorliegende Arbeit ihre Perspektive bei der Frage nach der Herstellung und Gestaltung von Paarbeziehung und dem Umgang mit Gewalterfahrungen darauf, wie die beteiligten Akteurinnen an ihrer eigenen Konstitution mitwirken, wo und wie dominante Normen wiederholt werden. Sie richtet ihren Blick aber auch darauf, wie solche Normen und Diskurse

unterlaufen und unterbrochen werden können, wie sich individuelle Praktiken also auch diskursiv niederschlagen können, und zeigt damit nicht nur Momente der Unterwerfung, sondern auch der Ermächtigung auf.

